

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 11 (1931-1932)
Heft: 9

Artikel: Goethe, gesellschaftsgeschichtlich gesehen [Schluss]
Autor: Kleinberg, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-331097>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Demokratie in ihrer eigenen Partei nicht nur anerkennen, sondern möglichst fördern und ausbauen. Das alles kann aber geschehen, ohne daß die Parteidisziplin und die Stoßkraft irgendwie leidet. Allerdings setzt eine solche Entwicklung eine weitgehende Toleranz der Meinungen innerhalb der Partei und eine sachliche Einstellung der einzelnen Parteigenossen voraus. Das heißt aber noch nicht, daß man die Diskussion über gegensätzliche Meinungen, die Kritik an einzelnen zur ausschließlichen Parteiarbeit mache. Wer das tut, fördert die Partei keineswegs. Nötig ist, daß man immer in Hinblick auf das große Endziel unserer Partei kritisiert und Meinungsverschiedenheiten diskutiert; wobei man sich stets bewußt sei, daß die Kritik innerhalb der Partei von jenem Geiste getragen sein soll, welcher jene, die entgegengesetzter Meinung sind, als Brüder betrachtet und *die kapitalistische Welt und ihre Anhänger als unsere Gegner*. Jene, die sich in ihrer Ideenwelt mit den Ideen kapitalistischer bürgerlicher Parteien solidarisieren, werden zweifellos gut tun, sich möglichst klar die Frage vorzulegen, ob sie nicht unsere Partei verlassen sollten, denn sie stehen schon am Scheidewege oder jenseits der Barrikade. Wenn sie unsere Partei im Sinne ihrer bürgerlichen sozialen Ideologien beeinflussen, dann können sie die Partei höchstens schädigen.

Wir halten dafür, daß gerade in der heutigen Zeit der fortwährenden Verschärfung der Klassengegensätze, der sich steigernden Gewalttätigkeit des Kapitalismus und der zunehmenden Diktaturmaßnahmen des bürgerlichen Staates die Demokratie innerhalb der Sozialdemokratischen Partei gefördert und gesteigert werden soll. Wir brauchen alle, die auf dem Boden der klassenbewußten Sozialdemokratie stehen, im Kampfe um die Freiheit des Proletariates. Ihre Mitarbeit bei der Willensbildung ist uns nötig, aber es muß Mitarbeit im Sinne unserer Parteigrundsätze sein! Aus dieser Willensbildung entspringt die Tat, durch die wir den Kapitalismus überwinden und eine neue Welt aufbauen.

Goethe, gesellschaftsgeschichtlich gesehen.

Von Alfred Kleinberg.

(Schluß).

Am unmittelbarsten tritt der geschilderte Durchbruch zu einer neuen Geisteshaltung in *Goethes Lyrik* zutage, wie sich deren Bogen von «Seefahrt» und «An den Mond» (1778) über die «Grenzen der Menschheit» (1781) zur «Zueignung» (1784) und den «Römischen Elegien» (um 1789) spannt. Wie sich hier die Form vom Verschwebenden und Stimmungsvollen

zu gebändigter Hymnik und weiterhin zu antiken Maßen festigte, so trat im Grundgefühl an die Stelle von Ruhesehnen und nur geahnter Kraft die Gewißheit des innern Besitzes: der Uebermensch von einst fügte sich froh in den Bereich des Allgemein-Menschlichen, der einstige Stürmer gab sich entsagend über sein Dichten, der Fürstenerzieher über sein Wollen und seine Erfolge Rechenschaft, und in den «Römischen Elegien» rundeten sich Reichtum und sinnliche Fülle wie von selber zur klassisch durchstilisierten Form, das heißt sie hatten wie ihr Dichter das Gesetz als bildende Kraft in sich aufgenommen.

Unter demselben Antrieb entfalteten sich auch Goethes dramatische und epische Entwürfe der ersten Weimarer Jahre — «Iphigenie», «Tasso», «Faust» und «Wilhelm Meister» — zur vollen Reife und stellten ihr Wesentlichstes, die weltsymbolische Bedeutung, hell an den Tag. Denn diese in und nach Italien um 1790 vollendeten Werke unterscheiden sich von ihren Ur-fassungen nicht nur durch die schlackenfreie Form, sondern noch mehr durch die Klarheit, mit welcher der tiefere Sinn der Gestalten und Vorgänge jedesmal herausgearbeitet wird, ihre besondere Atmosphäre ist nicht um ihrer selber willen da, sondern um der Idee der betreffenden Dichtung den sinnfälligsten Ausdruck zu verleihen. So vielfältig sich die Form abwandelt, von so vielen Seiten wird auch das Problem der Humanität beleuchtet, die selber ein Ergebnis der Formung, der Arbeit an sich und der Menschheit ist. «Iphigenie auf Tauris» führt uns zu der ewigen Quelle dieser Humanität, dem reinen Herzen, das Iphigenien nicht als Geschenk der Götter, sondern im ernsten Streit gegen die Dämonen des Blutes, gegen Bitterkeit und Ver einsamung zuteil geworden ist. Nur weil sie sich ihre Sittlichkeit hart kämpfend errungen hat, ebben vor ihrem klaren, «heiligen» Auge alle Leidenschaften und Begierden der anderen willig ab, bewährt sich die eigengesetzliche Humanität als das Wunder aller Wunder, in dessen Zeichen Mißtrauen und Zwist verstummen und Griechen und Barbar einander verstehend beggnen. Auch *Tasso* ist es aufgegeben, zu verstehen und sich zu fügen, doch nicht in der primitiven Welt von Tauris, sondern in einer hochkultivierten, den Menschen ringsum mit sachlichen Forderungen einengenden Gesellschaft. Sittlichkeit, Arbeit und Konvention heischen von ihm Achtung und Anerkennung, aber er gerät mit ihnen allen aneinander, weil er, reizbar, gefühlsbeherrscht und hemmungslos, sein Ich nicht zu beschränken und das Gesetz der Umwelt nicht zum eigenen Gesetz zu machen vermag — er scheitert also an der sozialen Verbundenheit des modernen Menschen, die von jedem Einordnung ins Ganze und Beachtung der realen Gegebenheiten fordert.

Dasselbe Gebot, in der Welt zu handeln, die einem aufgegeben ist, und den kategorischen Imperativ bejahend in sich aufzunehmen, wurde das echt bürgerliche Lebensproblem für

Faust wie für Wilhelm Meister, für die Leute vom «Goldenen Löwen» wie für alle Altersgestalten Goethes, durch die verschiedenen Wandlungen des Faustdramas bietet es uns jedenfalls den besten Leitfaden. Der Held von «*Faust. Ein Fragment*» (1790) ist nicht mehr der himmelstürmende Titan, dessen Unendlichkeitsstreben sich als zerstörende Elementargewalt erweist, sobald es an eine friedlich umhegte Welt wie jene Gretchen's gerät; indem sich vielmehr sein Erkenntnis-, Erlebnis- und Tatendrang dem ganzen realen Sein zuwendet, sinkt die Gretchentragödie zur Episode hinab und der ganze Kreis der Natur und Gesellschaft tut sich auf, Aufgaben stellend und Leistungenfordernd. Noch getraute sich der vierzigjährige Goethe nicht, dieses Rund in seiner vollen Weite Schritt für Schritt abzugehen, weshalb eben das Drama Fragment bleiben mußte, aber gerade durch diese willige Beschränkung reihte er, was er gab, in ein umfassenderes Ganzes ein: indem nichts sich schloß und auch das Gretchendrama um bereits fertige Szenen gekürzt wurde, schwang das «*Fragment*» gewissermaßen in die Zukunft weiter, bereitete sich jenes *Menschheitsdrama* vor, das vom «*Prolog im Himmel*» hier und Fausts Himmelfahrt dort umrahmt wird. Ein echtes Mysterium, schließt es Himmel und Erde, den einzelnen und die Gemeinschaft ein und faltet seinen Sinn in der Wette des Herrn mit Mephisto für jeden faßbar auseinander: daß es um den Wert alles menschlichen Strebens geht und daß, an diesem gemessen, jede Einzeltatsache aus Fausts Leben bloß geringe Bedeutung hat. Was wir dabei in «*Der Tragödie erstem Teil*» (1808) sehen sollen, ist Fausts Weg aus der «*Studierstube*» ins Leben, ist sein eifervoll-schmerzliches Bemühen, die Welt in allen Erscheinungsformen in sich aufzusaugen, um sich selber zur Welt zu erweitern. So viele Szenen, so viele Versuche, durch brünstige Hingabe, äußerer Genuß oder liebendes Dahinschmelzen zu persönlicher Erfahrung und Vollendung zu gelangen, aber jedesmal meldet sich, die Spannung zwischen Ich und Welt verschärfend, der bohrende, in Mephisto verkörperte Zweifel, und am Ende dieser ersten Fahrt steht die schwere Schuld an Gretchen. War's auch kein Irrweg, den Faust bisher ging, weil jeder ganze Mensch Natur und Leben in sich aufnehmen muß, bevor er fähig wird, weit hinaus zu wirken, so betritt Faust doch erst die ihm gemäße Bahn in «*Der Tragödie zweitem Teil*» (1831). Sie führt ihn endlich vom Ich zum Nicht-Ich, von innen nach außen, und gibt ihm zum Bereich die «*Tat*», die schon der Faust der «*Studierstube*», der Uebersetzer der Heiligen Schrift, als Ausgang und Ziel der Welt erkannt hatte. Ihr zuliebe geht es aus dem Weiten ins Enge, vom Schein zum Sein, verliert sich Faust an den «*Mummenschanz*» bei Hof, um als Kolonisator und Herrscher wirken, an die «*Klassische Walpurgisnacht*», um Helena, die leibhaftige Schönheit, erleben zu können. Einst ein Betrachter und Grübler,

der alles auf sich selber bezog, findet er jetzt seine beste Kraft im Getriebe der Menschen, für sie sorgend und schaffend; dieselben Zweifel, die ihn früher zerrissen, werden ihm nur ein Ansporn mehr, Mephisto, der ewige Nörgler, ein unentbehrlicher Helfer. Traum um Traum, Reiz um Reiz fallen von ihm ab, Helena verschwindet und ihrer beider Sohn Euphorion auch, das «graue Weib» Sorge nistet sich bei ihm ein und die «Lemuren» beginnen sein Grab zu schaufeln: Faust aber, der sich beschränken und im Verzicht erst sein Ich, sein Menschtum vollenden gelernt hat, sieht als schönste Vision, als Erfüllung all seines Sehnens ein Volk vor sich aufsteigen, das dem Sumpfdürftigen Boden abkämpfen und, umrungen von Gefahren, sich Freiheit wie Leben täglich erobern wird. Der Weisheit letzter Schluß ist ihm die verantwortungsbewußte Arbeit im Dienste des Ganzen.

Wie der «Faust», so gediehen auch «*Wilhelm Meisters Lehr- (1795) und Wanderjahre*» (1829) in jener Epoche des wahrhaft intellektuellen deutschen Bürgertums zur vollen Reife, da dieses, um sich selber zu bilden, seinen ganzen Formwillen an die Durchdringung und Gestaltung der ihm aufgegebenen Welt setzte. Auch Wilhelm also wird im Zusammentreffen mit der «Welt» erzogen, aber deren Charakter änderte sich im Lauf der Arbeit zweimal. Hatte es Goethe ursprünglich (um 1775) geschienen, als fange das Theater alle Kräfte des Lebens und der Zeit in sich auf und verbände zwanglos die verschiedenen Schichten, so wandte er sich in Weimar desto entschlossener vom bloßen Abbild der Wirklichkeit zu dieser selber, und damit mußte der Hauptton auf Wilhelms Beziehungen zur wirkenden und Werte schaffenden, das ist im feudalen Deutschland von 1790 zur «vornehmen» Gesellschaft fallen. Nun soll Meister im Zusammentreffen mit liebevoll und eindringlich geschilderten Adeligen aus Dumpfheit und ahnendem Streben zu bewußter Bewältigung des Lebens, zur Humanität des «Mannes von Welt» herangebildet werden und sich durch die Tat bewähren — —, aber als Goethe daran ging, dieses tätige Wirken in den «Wanderjahren» zu schildern, hatten ihm die Französische Revolution und die Anfänge des Industrialismus das Trugbild einer zum Leisten und Schaffen berufenen Geburts- und Geistesaristokratie gründlich zerstört. Nicht mehr der allseitige «Mann von Welt», sondern der Berufsmensch, der die eigenen Kräfte im wohlgeordneten Wechselspiel mit andern entsagend einsetzt, schien ihm nunmehr Zweck und Gegenstand der Bildung zu sein, nur noch über die soziale Erziehung konnte der Weg der individuellen Formung gehen. Dies ist der Sinn der «pädagogischen Provinz», deren Einrichtungen und Methoden so ausführlich geschildert werden, dies das Ziel des «Wanderbundes», wenn er daran geht, jenseits des Meeres einen auf rastloser Bewegung und Arbeit gegründeten, durch gegenseitige Achtung und Hilfe

zusammengehaltenen Staat aufzubauen. Nicht ein «kommunistisches» oder «sozialistisches» Gemeinwesen soll damit entstehen, sondern eines, das die Humanität des achtzehnten und die differenzierte Berufstätigkeit des neunzehnten Jahrhunderts miteinander verbindet — noch am Ende seines langen Lebens blickte Goethe vom letzterreichten Standort der damaligen Gesellschaft in die Zukunft hinaus und entwarf sein Idealbild des in dieser Zukunft wirkenden Menschen: sich in seinen Leistungen genau abgrenzend zu vervollkommen und seine Bestimmung aus den Bedürfnissen des Ganzen abzuleiten.

Es ist das soziale Evangelium, das Goethe zu verkünden gegeben war: als Mensch sowohl, der alles selber erleben mußte, was ihm zum Problem werden sollte, wie als deutscher Bürger konnte er nur vom Formtrieb des Subjektes und vom allumfassenden Ganzen her an Gemeinschaftsfragen herangehen, *Klassengefühle* und Klassenforderungen als solche dagegen hatten ihm weder persönlich noch als Mitglied des embryonalen deutschen Bürgertums etwas zu sagen. Rücksichtslos und gleichmacherisch, wie sie sich gaben, schienen sie ihm vielmehr die Humanität bös zu gefährden, als deren hohe Schule er selber die bestehende Gesellschaft erfahren und im «*Wilhelm Meister*» dargestellt hatte, der lärmende Streit der Klassen, Lösungen und Parteien verschütteten ihm die bildende Arbeit des einzelnen an sich und der Umwelt. Diese Erwägungen erklären uns zur Genüge, warum Goethe die *Französische Revolution* ablehnte und in einigen seiner nicht ganz würdigen Dichtungen ins Lächerliche zog, aber wir müssen auch zugeben, daß die Revolution, wie die Dinge damals lagen, in Deutschland das einzige bedrohte, was sich das fortgeschrittenste Bürgertum schwer genug errungen hatte: die Freiheit des Geistes und das hohe Reich der Idee. Was in Frankreich Notwendigkeit der Entwicklung war, stellte sich hierzulande, wo die sozialen Voraussetzungen zu fehlen schienen, allzu leicht als Willkür und Zuchtlösigkeit dar, und es bedurfte erst späterer Erfahrungen, des zwangsläufigen Zerfalls des feudalen alten Reiches oder des napoleonischen Imperiums etwa, um auch im deutschen Geschehen Gesetz und Notwendigkeit am Werke zu sehen. «*Hermann und Dorothea*» und «*Die natürliche Tochter*», «*Die Wahlverwandtschaften*» und der «*Westöstliche Divan*», die selbstbiographischen und naturwissenschaftlichen Schriften bezeugen immer wieder, daß Goethe die Dinge tatsächlich so zu betrachten gelernt hat, und auch formal soll der Symbolcharakter seiner Altersschriften das Große, Unbekannte andeuten, das in den handelnden Menschen treibend und seine geheimen Kreise vollendend wirkt. Indem Goethe nämlich so stilisierte und typisierte, erhob er das Besondere zum Allgemeinen, schlechthin Gültigen, ließ er alle Naturdinge als Ausdrucksformen der einen großen Weltseele, jeden von uns als Glied der allverknüpfenden

Organismen Menschheit und Gesellschaft erscheinen. Wenn über uns derart das Allgemeinverbindliche steht, was bleibt uns da noch zu tun übrig, als uns lauschend, dienend, fördernd einzufügen, als willig fortzuschreiten auf unbekannten Wegen, die nicht wir uns weisen, sondern das allem Lebendigen eingeborene Gesetz der Entwicklung? In diese Erkenntnis klang die Weltbetrachtung des greisen Goethe aus; sie war die Frucht seiner Naturstudien und seiner ewig jungen Fähigkeit, die Zeitgeschichte sehenden Auges in sich aufzunehmen und in ihrem überzeitlichen Gehalt zu begreifen. Und zugleich ist, was ihn und die Sozialisten eint und — trennt, mit den Worten «Gesetz und Notwendigkeit» auf die knappste und klarste Formel gebracht.

Profit- oder Gemeinwirtschaft?

Von Friedrich Heeb.

Seit einigen Jahren sind auch in der Schweiz jene großkapitalistischen Unternehmungen für die Organisation des Detailhandels aufgetaucht, die in andern Ländern, vor allem in Amerika, schon vor dem Kriege den «Dienst am Kunden» — zur Erzielung großer Profite mit allem Raffinement der modernen Betriebsorganisation an Hand genommen haben. Merkwürdigerweise haben diese ausgesprochen großkapitalistischen Gebilde auch bei einem Teil der Sozialdemokraten Anhänger und Bewunderer gefunden, die entdeckten, daß hier eine höhere und bessere Form der Konsumentenversorgung gefunden worden sei, der sogar vor den Konsumgenossenschaften der Vorzug gebühre. Und was noch eigentümlicher ist: zu den begeistertsten Verehrern wenigstens einer dieser privatkapitalistischen Profitinstitutionen, nämlich der *Migros AG.*, scheinen gerade jene Kreise zu gehören, die den *ethischen* und *sittlich-religiösen* Gehalt ihres Sozialismus nie stark genug betonen können. So hat die Zürcher religiös-soziale Vereinigung «Arbeit und Bildung» im Laufe der letzten Zeit eine Reihe von Diskussionsabenden abgehalten, an denen erstens der Direktor der *Migros AG.* reichlich Gelegenheit bekam, die Vorteile seiner «Konsumentenpolitik» ins Licht zu setzen, und an denen zweitens Diskussionsredner aus den Reihen der Religiös-Sozialen, wie Pfarrer Gerber, das Lob der *Migros* sangen. Aehnliche Töne schlug vor einigen Wochen die St. Galler «Volksstimme» an, die zum Beispiel in einem an leitender Stelle veröffentlichten Artikel einen ihrer Mitarbeiter sagen ließ:

«Daß die *Migros* überhaupt existiert und sich Jahr um Jahr weiter ausdehnt, ist eigentlich schon ein Zeichen dafür, daß die schweizerischen Konsumgenossenschaften nicht auf der Höhe oder nicht auf dem richtigen